

Das Verhängnis.

Roman in zwei Abteilungen von J. von Braun.

(2. Fortsetzung.)

Haben Sie keine Verwandte, keine Freunde, bei denen Sie bei Ihrer großen Jugend Aufnahme, freundlichen Zuspruch nach Ihrem schweren Verlust finden können? hatte der Geistliche sie gefragt. Sie sind so jung, Sie können nicht allein und ohne Schutz bleiben!

Nein, Sie hatte keine Verwandte, keine Freunde — weder in der Gegenwart, noch in der Vergangenheit. Ihre Mutter hatte nie von solchen gesprochen, nie sich um die Freundhaft eines einzigen Menschen bemüht, ja, nicht einmal nach dem Geistlichen verlangte, als sie ihr Ende nahe fühlte — oder was es ihr doch überaus schnell in jener Nacht gekommen, wo sie nach dem Rückgang der Dächer eingeschlafen, um nicht wieder aufzuwachen, um auszulassen wie ein Licht, dessen letztes Aufblitzen nicht einmal gesehen hatte.

Der Engel war gekommen. Die letzte Handvoll Erde fiel auf das schmale, enge Haus, in dem die lampenlose Frau austrat aus der Doff, die ihre schwachen Schultern nicht länger zu tragen vermochte, die bei allem Gedenken und die sie dieselbe getragen, doch schützlich über ihre physischen und psychischen Kräfte gegangen.

Das feine Gerüst hatte sich in einem dichtgedrehten Regen verwindet, welcher ein längeres Verweilen am Grabe unmöglich machte. Ungeachtet der Nässe, sowie der schlammigen Erde hatte sich Ange in ihrem Zimmer neben das Grab in die Knie werfen wollen. Der Geistliche hielt sie davon zurück. Sanft, aber energisch zog er die Hand der Verzweifelten zum seinen Arm und geleitete sie zum Wagen, dem ein zweiter in einiger Entfernung gefolgt, aus dem Feldheim gefahren war. Der Geistliche konnte ihn nicht sehen. Er lag im Grabe von Anges Mutter zum ersten Mal und wunderte sich, wer er wohl sein möchte, der sich als einziger Leidtragender in achtungsvoller Entfernung von Ange hielt. Daß er wieder ein Verwandter, noch der Bräutigam des jungen Mädchens sein konnte, machte er sich gar nicht denken, er hatte mit dem Geistlichen über ihre nächtliche Zukunft beraten.

Anges, die Feldheim trotz ihres Kummers bemerkt hatte, schritt, ohne anzuhören, am Arme des Geistlichen an ihm vorüber zu dem an der Kirchhofstange sich erwartenden Wagen. Ihr Zimmer war einer verzeihlichen Ruhe gewidmet. Mit heißen, trockenen Augen, blassen Gesicht, das auch in einem kleinen, naßen Knäuel mit ihren Händen zusammengefaßt, so daß sie im Wagen und hatte abwendend, automatenhaft vor sich nieder.

Endlich langte der Wagen vor ihrer Wohnung an, aus der man vor wenigen Stunden unter den Blicken neugieriger Menschen die geliebte Mutter getragen. Ohne des Geistlichen Hilfe anzunehmen, der zuerst den Wagen verließ, glitt sie an ihm vorüber und eilte die Treppe empor in das Zimmer, in dem ihre Mutter zuletzt gelegen. Hier brach sie auf's Neue in Thränen aus. Fassungslos, laut schluchzend, warf sie sich auf die letzte gemauerte Stelle des mütterlichen Bettes, und weber der Weisheit, noch die alte Dienerin konnten sie von hier fort und zur Ruhe bringen.

Nachdem der Geistliche sie verlassen, wurde sie ruhiger. Erschöpft sank sie auf das laute Lager nieder und schloß die Augen. Drei Tage und Nächte hatte sie keinen Schlaf gefunden, unabweislich verlangte jetzt die Natur ihre Rechte. Sie schlief ein. Wie lange sie geschlafen, wußte sie nicht; Dämmerung und Einsamkeit umgaben sie bei ihrem Erwachen. Neben ihr auf dem kleinen Nachtschiff stand ein Glas Wein und etwas Bismarck, was ihr zeigte, daß, während sie geschlafen, die alte Gertrud im Zimmer geblieben, die ihre Stärkung gebracht hatte.

Sie schloß vor Lieberbedingung und Hunger, griff nach dem Wein und trank ihn in heißen Zügen aus. Eine woblige Wärme durchriefe ihren Körper. Die Glasflügel der Jugend kehrte zurück. Sie erhob sich von dem Bett ihrer Mutter und schaute zusammen, als sie auf die leere Stelle blickte, wo ihre Leiche, jetzt sie gelogen und geschlossen hatte, tief, traumlos, wie die todte Mutter jetzt in ihrem engen Bett ruhte.

Selbst, das wir uns selbst bei den geliebtesten Todten eines gewissen Grauens bei solcher Erinnerung nicht zu erwehren vermögen. Mit diesem Umlid verließ Ange das Sterbezimmer und suchte die Wohnkammer auf. Hier trat ihr ein freundliches Bild entgegen. Im Ramin brannte wegen der Nässe ein Feuer; neben demselben saß die alte Gertrud in einem der Nähe gehaltenen Holzstuhl gerückt und las, mit einer großen Hornbrille bewaffnet, in einem Gebetbuch. Sie war etwas schwerhörig, und so entging ihr Anges Eintritt. Erst als die frohe, aus dem Raminfeuer trat, wurde sie aufmerksam.

„Du kennst und weißt, was meine arme Mutter gelitten hat?“, fragte Ange leise. „Wie soll ich nicht! Ich bin aus Ihrer Heimat und habe Sie und Ihren Bruder“ — hier räusperte sich wieder Frau Gertrud — „auf dem Arm getragen.“

„Meinen Bruder?“, „Anges schauerte wieder zusammen, wie sie es im einsamen Sterbezimmer getan. Welch furchtbare Erinnerung zwoelfte diese Worte in ihr nach. Sie wollte etwas sagen, fragen — sie konnte es nicht über ihre Lippen bringen. Ein Grauen überkam Ange: mit unklaren

fürchtsamen Blicken sah sie Englis) zu der Alten empor. „Die verflucht den Blick.“ „Still, Mädchen!“ „Frau Gertrud trat aus ihrer beschneidenden Haltung der Dinerin heraus und nahm einen mitleidig-bäurlichen Ton an. „Nicht zurückdenken, das taugt nichts! Sie sind jung, das ganze schöne Leben liegt vor Ihnen! Sie werden den Schmerz um die geliebte Mutter überwinden und noch recht, recht glücklich werden.“

Anges schüttelte den Kopf. Sie und glücklich! Nein, nein. Seine Liebe hätte vielleicht das drohende Verhängnis, welches über ihrem jungen Haupte stand, vergessen lassen, aber nun, wo das Vertrauen zu ihm genommen schien, verließ sie Hoffnung und Glaube, und sie lag nichts vor sich, als einen endlos dunklen Weg, aus dem es für sie keine Herausfindung, kein Entrinnen gab.

Draußen wurde leise die Klingel gezogen. So rückwärts war es gesagt, Ange fuhr heftig zusammen. Wenn Kurt Feldheim es war! Nein, sie wollte, sie konnte ihn nicht annehmen, doch da hand er schon unangemerkt im Zimmer, dicht vor ihr. „Du hier?“, entfuhr es flammend ihren Lippen.

„Wer hätte wohl ein größeres Recht, jetzt an Deiner Seite zu sein, als ich, der nach dem Tode Deiner geliebten Mutter Dir alles: Bruder, Freund, Nachbar geworden.“

Bereits erinnerte sie sich der flehenden Blicke der sterbenden Mutter, ihrer Mahnung, daß Feldheim nicht werth ihrer Liebe, ihres Vertrauens wäre. Der Besucher in seiner berechneten Persönlichkeit, seiner bedrückenden Sicherheit war härter: sie erlag — er lag wie der Vogel, den die Hand seines Jägers erreicht und in einen Käfig gesperrt. Mit leisem Aufschluchzen, den leichten, müden Verwehungen des flatternden Vogels zu vergleichen, gab sie sich gedulig, ruhte sie, von seinen Armen umschlungen, an seinem Herzen, nahm in stiller Resignation seine heißen Küsse entgegen.

Er lächelte lieggestreumt. Bald würde seine liebevolle Bißche sie ihm ebenbürtig erwidern, wie sie gegeben — nur Geduld! Nun er ihren Widerstand gebrochen konnte er diesen Zeitpunkt erwarten. „Was tammert mich die Nachbarschaft? Ich kenne sie gar nicht und sie mich auch nicht!“ warf Ange in ihrer sorglosen Weise hin. „Bring mir, bitte, eine Klatscherei zu, ich liebe sie nicht!“

Die alte Gertrud schweigend vom tiefblauen Himmel herab, Der Wind fuhr leise durch die Blätter und wehte den Blumenathem vor sich her. Die rauschenden Blätter der Farn wanden ihren silbernen Gürtel durch die reizenden Parkanlagen, welche der tüchtigste Marimilian II. aus dem unehelichen Verlöbten seiner Mutter hatte entstehen lassen. Ein Strom von Spaziergängern ergoß sich durch die Anlagen, den weitverweigten englischen Garten, der sich südlich durch eine von Hirschen, Hefen, Hasen belebte und von breiten, wohlgepflegten Wegen durchzogene Aue fortsetzte.

In tiefer Trauer geleidet, den Schleier vor dem lieblichen Gesicht gezogen, ließ sich Ange am Arme Feldheims von dem Strome der Menschen mit forttragen. Sie hätte es lieber gesehen, wenn er weniger lebliche Worte gewährt. Er führte sie zum Diner. Dort herrschte reges Leben. Keller mit Bier und belebten Bräuden eilten hin und her, nur einige Damen tranken Kaffee und aßen Kuchen. Feldheim hatte einen seitswärts unter den Bäumen etwas isolirt stehenden Tisch für sich und Ange gefunden. Hier bestellte und Ange auf ihren Wunsch ein Glas Limonade befohr. Er plauderte ungenausen, trotz ihrer Einstimmigkeit auf sie ein. Sie hatte die schwarzen Handschuhe von ihren Händen gestreift und spielte nervös mit den Knäpfen ihrer Sonnenbrille, wobei er sich nicht entging, wie sie durch ihre etwas isolirte Stellung der Gegenwart der Aufmerksamkeit geworden. Ihre Vellehnung nahm zu und trieb ihre die Thränen in die Augen. Sie hatte nur widerstreben ihre Zustimmung zu einem Spaziergange gegeben und gehofft, daß er wenigstens mit Rücksicht auf ihre Trauer sie einsame Wege, vor allem aber nach keinem menschenüberfüllten Restaurant führen würde, und nun hatte er es nicht allein gethan, sondern hatte es auch gar nicht merken zu wollen, wie schwer es ihr war, mit ihrem trauernden Herzen unter dieser bunten fröhlichen Menge zu sein.

Ein Ansehens der Neue und Beschämung kam über sie. Sie hatte laut aufgeschluchzt und unter dem Druck derselben. Sie griff nach der Limonade, um ihre Aufregung zu verbergen und zwangte ihre Thränen mit einem langen Schluck hinunter. Sie konnte es aber bei aller Verberührung nicht hindern, daß ein Tropfen doch über ihre Wangen in die Limonade fiel und Feldheim ihre Aufregung bemerkte. „Ich befehle Dich nicht, Ange! Siehst Du nicht, wie man auf uns aufmerksam wird?“

„So laß uns nach Hause geben, Kurt! Ich gehöre hier nicht hin, das häßliche Du wissen müssen!“ „Ich bitte Dich, befehle Dich nicht, wie ich dich nicht weiß, daß wir hier keine Einsamkeit, wir machen uns ja lächerlich!“

„Sie grub die kleinen Zähne in die rothe Lippe und freifte die Handfläche über die zitternden Hände. „Laß mich wenigstens mein Bier austrinken und den Keller begehren.“ Sie antwortete nicht, sie fühlte nur die Wärme und wartete geduldig. „Er hatte sein Bier getrunken, den Keller begehrt und erhob sich. „Komm,“ sagte er ungewöhnlich kurz, hoch über den Schirm aus, den sie in der Ecke hatte fallen lassen und schritt mit ihr am Arm dem Ausgange zu. „Die niedliche Kleine sieht nicht gerade veranlagt aus,“ bemerkte einer von

Feldheims Bekannten. „Datt sie an Feldheims Stelle auch nicht hierher gebracht, aber seine Stelle geht mal wieder mit ihm durch — mußte seine reizende Erziehung seien.“

Indes hatte das Paar ein sameres Wege eingeschlagen, auf denen sie ziemlich schweigend neben einander herschritten. Feldheim fühlte sich im höchsten Grade verstimmt. Nicht um einen Schritt war er in den ganzen zwölf Wochen seinem Ziele näher gekommen. Ange hatte zwar, nachdem er mit großer Bereitwilligkeit für seine Ideen gesprochen, eingewilligt, nicht, wie sie beabsichtigt, eine Stellung zu suchen, sondern ihr Leben unter dem Schutze der alten Frau Gertrud so zu lassen, wie es zu Lebenszeiten ihrer geliebten Mutter gewesen. Doch er darin ihren geheimsten Wünschen entgegenkam, wußte er; denn Ange war es schwer geworden, von den Räumen zu scheiden, in denen jeder Blick ein Stück Erinnerung an die geliebte Mutter war, unter fremden Menschen, in fremde Verhältnisse sich einzulassen.

So konnte sie ihre Raststudien fortsetzen und damit an der Hoffnung weiter bauen, durch dieses Talent ihr Einkommen zu verbessern. Das Testament, welches ihre Mutter hinterlassen, setzte sie ohne Einspruch des Gerichts, in den Vollbesitz ihres kleinen Erbes, das nur sehr bescheiden ausreichte, sie und die alte Frau zu erhalten.

Der Geistliche, welcher sich vorgenommen, im Interesse des jungen Mädchens nach den Wünschen und Verhältnissen Feldheims zu forschen, war an einem typhösen Fieber erkrankt und nach seiner Reconvalleszenz mit seiner Familie zur Erholung an den Starnberger See gegangen.

So waren auch von dieser Seite Feldheim die Wege geebnet worden, und Ange sah sich allein in seinen Schutze gestellt. Welche Gefahr darin lag, ahnte sie nicht. Unerfahren, ein reines Kind der Natur, argwöhnisch, nie wohl, wie Herkulesche die täglichen Bewußte Feldheims einer Kritik unterzogen und ihr mit argwöhnischen, mißtraulichen Blicken begegnete, bis die alte Gertrud Ange einmal darauf aufmerksam machte, daß Feldheims tägliche Bewußte in der Nachbarstadt aufzusaufen und Anlaß zu unfreundlichen, ja zu böshen Bemerkungen gaben.

„Was tammert mich die Nachbarschaft? Ich kenne sie gar nicht und sie mich auch nicht!“ warf Ange in ihrer sorglosen Weise hin. „Bring mir, bitte, eine Klatscherei zu, ich liebe sie nicht!“

Die alte Gertrud schweigend und sagte sich nicht mit weiteren Vorstellungen. Im Grunde legte sie dem Geruche aus keine große Bedeutung bei, was doch Feldheim ihrer jungen Herrin Verlobten — was ihr kein Geheimnis geblieben; auch war sie selbst ebenso welt- und menschenunverfänglich in die große Stadt gekommen, wie Ange es in ihrer Unschuld geblieben.

So ganz ohne Eindruck blieben aber die Blicke der Dienerin bei dem jungen Mädchen nicht. Sie wechelte ihr Mißtrauen und machte sie doch sehr, was sie bisher nicht gesehen hatte. Sie fand die jungen Mädchen im Alter gar nicht mehr so freundlich wie bisher; sie studierten die Köpfe zusammen und flüsternten sich Bemerkungen zu, wenn Feldheim Ange aus dem Atelier abholte, um sie nach Hause zu begleiten. Alles das fiel Ange jetzt auf, gab ihr zu denken, machte sie sich, gerecht zu urteilen, fast schroff gegen ihre Gefährtinnen, was die Sache nicht verbesserte.

Sie fühlte inständig, daß man ihr Verhältnis mit Feldheim beargwöhnte, sie für leichtsinnig, unweiblich hielt, weil sie sich ohne erklärte Verlobung mit Feldheim öffentlich zeigte. Sie bat ihn, sie nicht wieder aus dem Atelier abzuholen, und er kam sofort bereitwillig nach. Dadurch ermutigt, bat sie ihn, auch seine Bewußte bei ihr zu bekommen; es fiel auf, man spräche darüber. Auch hierin kam er ihrem Wunsch ohne allzu freundschaftliche entgegen und machte ihr den Vorstoß, sie möge, um allem Gelächter zu entgehen, den Sommer über eine ländliche Wohnung in Mosenau beziehen, wo er sie mit Vermeidung lästiger Gerüchte ungestört suchen konnte.

Sie überlegte. Die Aussicht, aus der kleinen Stadt, aus einer Umgebung zu kommen, die sie nur allzu schmählich an ihren harten Verlust erinnerte, war sehr verlockend. Sie sprach mit Frau Gertrud darüber. Die Alte hatte gegen seinen Vorstoß kein Bedenken, im Gegenteil, sie meinte, daß dies das Beste sei und ihr dort in aller Stille den großen Tag erwarten konnte, wo endlich das harte Herz des zukünftigen Schwiegervaters erweichen sei. Das einzige Bedenken Anges, daß sie dann ihre Vormittage im Atelier ihres Lehrers aufgeben müßte, schlug Feldheim dem mit nieder, daß Mädchen von Mosenau mit der Bahn in einer halben Stunde zu erreichen sei. Im leibigen hielt er es für überflüssig, daß sie noch längere Unterricht nehme; sie wäre weit genug, um sich allein weiter zu helfen, was ja auch der gütliche Verlust ihrer Bildner bewiesen hätte; sie könne daher das Geld für den theuren Unterricht sparen.

Das leuchtete Ange besonders ein, da ja alles auf's Scharf hinausging, um ihr kleines Kapital zu vergrößern. So gab denn Ange ihre Wohnung in der Lombardstraße auf und bezog ein allerliebtes kleines Häuschen in ländlicher Einsamkeit, das zwischen Mähdern und Kofenau mitten im Grünen lag und keine anderen Mitbewohner als ein paar alte Gärtnerleute hatte, welche die Zimmer zu ebener Erde bewohnten.

Anges fand das weiraumige Häuschen reizend und drach in lauten Jubel den Ueberraschung aus, als sie über die Schwelle des Zimmers trat, welches er ihr nach seinem Geschmack eingerichtet hatte. Das helle, buntfarbige Marmor der Gausen und Seidel, die gleichen Portieren und Fenstervorhänge, die in japanischem Stil in Schwarz und Gold gehaltenen zierlichen Möbel, die reizenden Rippen auf Tisch und Stühlen, die Vasen mit Rosen in allen Farben, von der Malmaison bis zur lieblichen Feldrose herab, erweckten ihr Entzücken. Im überströmenden Glück warf sie sich in des Geliebten Arme. „Und das alles, alles dank ich Dir, Du Güter, Lieber!“

Sie war rührend in ihrem kindlichen Entzücken, der allen und jeden Zweifel an der Reinheit seiner Absichten mit ihr ausschloß. Ange hatte in ihrem kleinen Paradiese, wie sie das Häuschen nannte, gar keinen Wunsch mehr gefaßt, nach seiner Verlobung, ihrer augenblicklichen Lage verlangte, im der sie ein gefangener Vogel im goldenen Käfig bereits Tage und Wochen verlebte, wenn Feldheim ihre gleichmögliche, ungeschönte Deiterleit nicht zuweilen durch einen Ausdruck von Ungehörigkeit schüttelt hätte.

Ihre Umgebung war keine Geringe, ihrer unglücklichen Zärtlichkeit war kein Hauch frivoler Sinnlichkeit beigemischt. Bei all ihrer Liebe kam er mit ihr nicht ohne Schritt weiter. Feldheim wußte nicht, was er von ihrer Festigkeit halten sollte, mit der sie ihre Grenzen zog. Zunehmen glaubte er, sie liebe ihn überhaupt nicht und hätte sich in der Vereinigung ihres Bergens nur in ihre Liebe hineingeträumt. Dann aber wieder bemerkte seine Ginstelle die großen Veränderungen, die sich in jedem Tage verarbeiteten, wenn er nur Geduld hatte, den Zeitpunkt, der kommen müßte, abzuwarten.

Da er aber in dem ländlichen Stillleben auf eine allzulang Probe gestellt schien, verwarf er es auf einem andern Wege. Er begann, ihr Interesse für Zeitverweilungen zu wecken, machte mit ihr Partien in der Umgebung von München. Eine solche endete heute in einem Restaurant in der Ludwigstraße. An den geschlossenen Portieren kleiner Logen vorbei, aus denen Glas, Füllungen und Lachen erkam, führte der Keller das Paar nach einem kleinen Zimmer, wo sie unbelästigt und ungehindert von neugierigen Blicken waren. Erleichtert athmete Ange auf. Ihre Heiterkeit lernte zurück.

„Wie gut er ist!“ dachte sie. „Er weiß, wie mich das Ansehen der Menschen beunruhigt und daß ich mich in meinem schwarzen Kleide mit meiner Trauer unter ihrem Plaudern und Lachen nicht wohl fühlen kann. Da bringt er mir wieder das Opfer, mit mir allein zu sein!“ Sie drückte ihm verstoffelt die Hand, indeß der Keller fragte: „Die Herrschaften kuppieren?“ „Ja, die Karte — auch die Weinkarte!“ Während Feldheim diese studirte, trat Ange vor den Spiegel, legte ihr schwarzes Büschel an und ordnete ihr Haar. Dann nahm sie auf dem blauen Divan Platz und fand das Zimmerchen ganz allerlieblich.

Feldheim gab seine Anordnungen über das kleine, von ihm zusammengelegte Souper und nahm ihr zur Seite Platz. Bald war servirt und klängen ihre Gläser zusammen. Sie konnte die raffiniert zubereiteten Speisen nicht, welche ihr vorgesetzt wurden. Sie wollte zaghaft die Trüffelpastete und schreite dafür zurück, eine Auster zu essen. Feldheim ermutigte sie zu einem Probest. Er glückte. Sie fand Geschmack daran. „Ich werde Dir noch die ganzen Auster wegessen,“ scherzte sie. „Dann bestelle ich ein neues Tugend, Schob, zu Lutz komme ich nicht.“ „Sind sie nicht furchtbar teuer?“ „Amd, wer fragt nach dem Preis bei solcher Gelegenheit, das ist nicht ohio!“

„Was ist ohio?“ fragte Ange naiv. „Mein Götzen, ohio ist eben ohio — ein französisches Wort, für das ich bei unsemr schwerfälligen Deutsch kein Wort finde.“ „Aber man muß doch etwas darinnen verstehen?“ „Freilich — sagen wir: sein, modern, vornehm.“ „Ah, so war meine Frage nach dem Preise nicht fein? Ich bin doch recht dum und ungebildet, aber weißt Du, ich würde gar nicht so oft an's Geld und an dos, was alles kostet, denken, wenn ich nicht dabei unsere Zukunft im Auge hätte, für die ich so sehr gern sparen möchte.“ „Ah, die Zukunft, Liebchen! Denken wir vorläufig nur an die Gegenwart, nur den Augenblick ist unser — lassen wir darauf!“

Anges blickte das Glas hoch und ließ etwas ungeduldig an. „Nicht so — und dann, Du magst mir in die Augen sehen — so — das war hübsch, und nun bis auf die Reize gelehrt, sonst meinst Du es mit unserer Liebe nicht herzlich!“

„Aber Kurt, ich kann doch nicht in einem Auge so ein großes Glas austrinken! Wir dreht sich schon alles im Kopf herum — wahrhaftig. Du kannst mir glauben, ich bin ganz schwindelig!“

„Wer wird ein solcher Schwachmütig sein? Nur immer herab! jetzrun um und gegeben, das ist gesund!“ Er legte die Hälfte eines Rektgens auf den Teller und schenkte ihr ein drittel Glas ein.

„Aber von dem Fruchtig kann ich nachher nichts mehr essen, das wird mir zu viel!“

„Dabei trank sie das Glas aus. „L'apetit vient en mangant!“ lautete Feldheim. Sie lehnte den dunklen Kopf an das

blau besetzte der Rücklehne und blinzelte mit den Augen. „Weißt Du, daß ich furchtbar müde werde?“

„Deshalb mußt Du mehr trinken, das macht müde!“ Er griff nach der Flasche im Eisfäßel und wollte ihn einschleichen. Mit einem Rud sah sie wieder gerade und legte ihre kleine Hand auf das Glas. „Bitte, nicht! Ich trinke nicht mehr! Wahrhaftig, ich kann keinen Tropfen mehr trinken!“

„Das wollen wir doch sehen!“ Er ergriff ihre schmale Handgelenk. Sie sog die Hand vom Glase fort und hielt sie fest, indem er die perlenden Tropfen einkappte.

„Bitte, nicht! Ich trinke nicht mehr!“ „Sehst Du, daß ich schon zu viel getrunken,“ ging sie lachend auf seinen Scherz ein, „ich kann mich nicht einmal richtig ausdrücken.“

„Dasu wird Dir der Chambagner schon wieder verbessern. Trink nur, Liebchen, so ein Glas thut Wunder!“

„Davor merke ich vorläufig nichts,“ gefand Ange. „Wenn ich noch müder werde, komme ich gar nicht nach Hause!“

„Das wäre auch nicht das Schlimmste. Meine Wohnung liegt kaum fünfzig Schritte von hier, dort kannst Du Dich einschließen.“

„In Deiner Wohnung? O Kurt, welcher Gedanke! Das ginge doch nicht!“

„Und weshalb ginge es nicht, kleine Einfall?“ „Ich weiß es nicht — aber — es würde sich doch wohl nicht schicken.“ „Nicht schicken! Bist Du nicht meine Braut?“

Feldheim spielte diesen Trunpf selbten aus; wenn es aber gesagt, erreichte er meist seinen Zweck damit. Ihre Augen leuchteten auf, sie lächelte glücklich. Er sah seinen Vorteil und fuhr schmeichelnd fort: „Ist mein Haus nicht Dein Haus — oder wird es doch wenigstens in Kürze?“

Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter und blickte tief, vertrauensvoll mit ihren dunklen Augen zu ihm empor. „In Kürze!“ wiederholte sie. „Also Du glaubst wirklich, Dein Vater wird endlich —“

Er ließ sie nicht antworten, er schloß ihren Mund mit Küffen, die heiß und leidenschaftlich waren. Einen Moment war sie wie berauscht, dann mußte etwas in diesen Küffen sie erschrecken, denn plötzlich ließ sie ihn heftig zurück, rüdte zur Seite und sagte atemlos: „Nun ist es genug.“

Kirrend fiel etwas zu Boden. Sie griff erschrocken nach ihrem Halbe und bemerhte die Zettele, an der die Kapel mit dem Bilde ihrer Mutter hing. Geschwendig blickte sie sich und hob sie vom Boden auf.

„Siehst Du, Deine flürmischen Liebsolungen haben die Kette zerissen. Nur dort, daß das Medaillon unbeschädigt ist.“

Sie öffnete es und blickte hinein. Die weinigen, ersten Augen ihrer Mutter sahen sie traurig an. Unbewußt fuhr sie zur Seite und schloß die Augen. Sie bedachte das kleine Bild mit zärtlichen Küffen und flüsterte etwas, was wie eine Bitte um Verzeihung klang.

„Soll ich das Medaillon, nun die Kette entzweie, einstecken?“ sagte Feldheim. Sie hielt es mit beiden Händen wie ein Talismanen fest. „Ja, danke — nein — ich kann das selbst thun.“

„So sieh es wenigstens gleich bei, sonst verliertst Du es noch!“ Sie gebuchte, aber ihre Lustigkeit war verdampft, und alle Verbeuge, alle Liebenswürdigkeit Feldheims, sie zurückzuführen, blieben vergebens. Vermisste sie es auf und das frohlich begonnene Souper schloß mit einer Enttäuschung für ihn.

Eine ganze Woche hatte sich Feldheim bei Ange nicht sehen lassen. Sie war mit jedem Tage, da er ausblieb, rubevoller, unruhiger geworden. Die Stunden schlichen so träge dahin, die Zeit schien endlos. Sie wußte nicht, was sie beginnen sollte. Ihre Unruhe hielt sie selbst nicht einmal an, der Stoppel zu rücken.

Vom Hause wagte sie sich nicht zu entfernen, aus Sorge, Feldheim möchte kommen und sie nicht finden. Sie sah auf ihrem weinranken Balkon und blickte über das dicke Laub der Bäume, aber woanders Kornfelder nach dem Wege, den er kommen konnte. Die Sonne war schräge Strahlen durch das grüne Blätterdach. Eine tiefe Stille herrschte ringsum. Nur zumeilen klang dort eine kleine Hahn- oder Federhahn. Die Gärtnerleute waren fortgegangen, um auf ihrem Felde zu arbeiten; außer Frau Gertrud, die das dort ein Hausknecht und den Federhahn im Hüfnerhof war kein lebendes Wesen zu sehen.

Anges wollte ihren Gedanken entziehen, ihnen eine andere Richtung geben. Sie mußte sich mit irgend etwas beschäftigen. Sie leigte sich an's Instrument, griff Accorde und sang mit halber Stimme:

„Verlassen, verlassen, verlassen bin ich, Wie der Stein auf der Straßten — Sie konnte nicht ertragen, die Stimme verlagte ihr, ihre Hände sanken von den Tasten, ihre Arme fielen läßig an Körper herab, als seien sie bleischnver. Eine ganze Weile starrte sie vor sich nieder.

Schritte erklangen unten im Ries. Eine fremde, jugendliche Stimme mit breitem Accent fragte in herrlichem Tone, ob hier im Hause ein Fräulein Saterno wohnte. Frau Gertrud bejahte.

„Gut, Sie brauchen mich nicht zu melden, ich finde schon den Weg.“ Wenige Minuten später stand die Dame vor der überraschten Ange. Sie trug ein helles, reich mit Spitzen garnirtes Sommerkleid von indischer Seide, deren durch ein Büschel sehr natürlicher Klatschrosen und sehr viel Korngarnen eine ungeheure Leuchtbarkeit besaß und zuerst die Aufmerksamkeit erregte. Die Kermel des Kleides gingen nur bis zum Ellenbogen und schienen ein Paar mit langen, seidenen Handgelenken bestellte, sehr magere Arme. In der Hand hielt sie einen rolhgefärbten Schirm mit langer Schleife. Unter dem dreieckigen Strohhut sahen eine fleischige, starke Nase, ein breiter Mund und ein Paar Augen mit auffallend großen Pupillen hervor.

Anges kannte diese Augen. Sie hatte ihren Blick schon einmal in höflicher Herausforderung gerade wie jetzt auf sich gerichtet gesehen, und gerade wie damals übte er auch jetzt eine lähmende Macht aus.

„Bitte, lassen Sie sich nicht fören, behalten Sie Ihren Platz am Instrument, ich nehme auf der Gausen Platz.“

Anges fand noch immer keine Worte. Der Ueberrall war zu plötzlich gekommen. Die junge Dame, welche ihr laum um zwei Jahre im Alter überlegen sein konnte, zeigte eine Sicherheit, die sie verwirrt und hilflos machte. Weshalb kam sie? Was wollte sie von ihr?

„Sie kennen mich natürlich,“ hub die Fremde an. „Ich —“ Anges wurde immer verwirrter. „Wie soll ich Sie denn kennen? Ich habe ja noch nie mit Ihnen gesprochen.“

„Aber Sie haben mich gesehen, Sie sind mir begegnet. Erinnern Sie sich nicht jenes Nachmittags, wo Sie aus dem Kirche kamen? Ich verließ dicht hinter Ihnen den Dom und kam an Ihnen vorbei, als Sie an der Seite meines Verlobten, des Barons v. Feldheim, nach der Landhausstraße Ihren Weg nahmen.“

„Hes Verlobten? Baron v. Feldheim?“ stammelte Anges betroffen. „Aber ich kenne keinen Baron, ich kenne nur einen Herrn Feldheim!“

„Röthlich! Mein Bräutigam und diefer Feldheim sind ein und dieselbe Person. Er liebte, sich Ihnen nur incognito zu zeigen.“

„Das ist nicht wahr, Sie lügen!“ Anges sprach empor, ihre Augen flammten, sie hatte mit einem Schlag alle Unsicherheit und Furcht abgestreift. „Kurt Feldheim kann Ihr Bräutigam nicht sein, denn —“

Sie hielt mitten in ihrem Satz inne und fuhrte auf den Eintretenden zu. „Kurt, auf, daß Du kommst!“ rief sie außer sich, dem eintretenden Feldheim gar keine Zeit zur Orientierung lassend. „Denke Dir, diese Dame hier behauptet, daß Du ein Baron v. Feldheim und der Verlobte seiest!“

„Verdammt! Das war ja eine höchst fatale Ueberraschung, eine Situation, für Bühnenscenen ganz pitant, aber in meiner Lage verzeuelt unangenehm.“

Nun, mein Herr, wie werden Sie entscheiden?“ fragte seine Braut mit drohender Miene. Sie wußte ja, daß er nicht allein mit seinem Wort, seiner Ehre, sondern auch mit seiner Existenz an sie gebunden war, welche er um einer flüchtigen Liebchenschaft willen unmöglich auf's Spiel setzen konnte. Wachte sie auch, daß sein Herz bei seiner Verlobung nicht mitgehoben hatte, so wollte sie doch seinen Beiß mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln erkämpfen. Deshalb war sie hierhergekommen, weshalb hatte sie nicht eher gerührt, bis sie alles über sein Verhältnis mit dem Mädchen erfahren, das sie damals in seiner Begleitung gesehen.

Feldheim blieb keine Zeit zur langen Ueberlegung, er mußte wählen, sollte er nicht zum Betrüger werden. Heute gerade hatte ihm sein Vater erklärt, er sagte keinen Heller mehr, wenn er nicht mit der Deirath Genuß machte. Die lange Verlobung führte zu nichts, und die letzten seiner Braut wünschten eine baldige Verbindung.

Es war bei Feldheims Unentschlossenheit und der Sicherheit seiner Braut eine Entscheidung über die unglückliche Ange gekommen. Er sollte entscheiden, wählen. Und er wählte. Der Bestand sie nach seine Worte nicht, so daß sie doch, daß er sich von ihr ab und der Fremden zuwandte und daß diese einen trübseligen Blick auf sie schloß, dor so viel sagen sollte: Siehst Du, auf wen die Wahl fällt? Was Deine hübsliche Larve ihm immerhin belären, mocht Du seine Geliebte gewesen sein: sein Weib, das die Welt admet, dem das Gesetz alle Rechte einräumt, das werde ich.

Mit einem Schrei drach Ange in die Arme. „O die Welt, die Menschen, wo ich sie so falsch — so falsch und so schlecht!“ jammerete sie schluchzend und barg ihre Gesicht in die zitternden Hände.

(Fortsetzung folgt.)

„Weich die Fremde an.“ „Herr Director, ich bin seit einem halben Jahre ohne Engagement. Vielleicht ist Sie wohl um eine Unternehmung bitten?“

„Zeit mir leid! Sie sehen ja, ich habe fünf erwachsene Töchter zu versorgen.“ — „Nun, ich nehme auch ne Tochter, wenn's sein mag!“

„Beschreiben Sie Gegenforderung.“ „Dienstmädchen von den Nachbarrenten: Eine schöne Empfehlung von Herrn Karez, und er bittet Sie, Ihren Hund zu erziehen, der ihn garnicht klopfen läßt.“ — Nachbar: „Grüßen Sie Herrn Mayer, und bitten Sie ihn, gefälligst seine Tochter zu vergiften und ihr Klavier zu verbrennen.“

„Ein Köder. Frau (zu einem alten Friseur). „Daß Du schon von der Medizin genommen, liebe Didi?“

„Mann: „Ach, was werde ich schon heute das infame Zeug trinken, morgen lange ich an.“ Frau: „Aber bedenke doch, wenn Du heute schon mit der Medizin anfängst, tönnst Du womöglich morgen schon wieder im Wirtshaus liegen, sonst aber erst übermorgen.“

„Er hat recht. Frau: „Nun, Du kannst doch nicht behaupten, Julius, daß ich Dir nachgehauken bin, um Dich als Gatten zu fangen?“ — Mann: „Freilich nicht! Aber die Halle läuft auch der Maus nicht nach und hängt sie doch!“

„Du, Du, wie heißt denn — bre Didi?“ — „Das — das weiß ich noch nicht. Ich glaube, die Schimpfwörter-trieger wie erß ist der.“

Wie die Chinesen essen.

Die Sitten, welche der Chinese bei Tische beobachtet, und die natürlich von den Europäischen grundverschieden sind, schildert der „Tsin-Kwang“ in einer längeren interessanten Studie folgendermaßen:

Die Männer essen bedecken Haupte und bemühen sich, wenn sie wohnbezogen sind, die Arbeit des Rauens, Verschüteln und Verweuens der Speie mit größtmöglichem Geräusch auszuführen. Das Schmecken der Lippen, Zähnelnischen, Jungenschnalzen, lautes, gekehrtes Aufklopfen beim Essen — das ist die Doffstuch der Höflichkeit gegen den Gastgeber, der sich lachend und höflich gegen seine Gäste verneigt, wenn in besonders lautes Aufklopfen seinen Dank herausfordert. Wegen der unvollkommenen Tafel — Instrumente in China erscheinen alle Gerichte in bereits zerleinerter Form auf dem Tische, das Fleisch in Würfeln und ohne Knochen, die Brühte geschüttelt, das Gemüse in kleinen Häufchen. Man speist nicht mit Messer und Gabel, sondern bedient sich, wie bekannt, der Stößelchen, mit denen die Bewohner des Reiches der Mitte äußerst geschickt umzugehen verleben. Der Gebrauch der Stößel ist indes sehr ausgebreiteter, weil nur seltene Speisen, wie die Fleischwürfel, sich mit ihnen erfassen und zum Munde führen lassen.

Beim Essen von Reis, Gemüse und sonstigen halbflüssigen Dingen dienen die Stäbe zum Schöpfen; man legt nämlich den Rand der Schale an den Mund und schied den Inhalt der ersten langsam auf die Zunge. Eine große Geliebtheit auf die Weise Reis oder Gemüse essen zu sehen, ist freilich kein feiner appetitlicher Anblick, nachdem man sich an die saubere, vornehme Form der europäischen Gesellschaft gewöhnt hat. Zwischen den einzelnen Gängen werden Schalen mit Wasser und Handtüchern herübergereicht, damit die Hände und Gesicht reinigen. Das Geschicht beim Essen arg zu beschleunigen, gilt durchaus nicht für lächerlich oder für eine Schwäche, die Hauptbedeutung es für den Gast, so viel wie möglich in sich hineinzuversenken, um den Gastgeber zu ehren, der seinerseits nicht aufpassen darf, keine Gäste immer wieder auf's Neue zu nöthigen und wenn nöthig, mit Gewalt zum Essen zu zwingen. Eine solche Nöthigung nach dem fünften Gang führt in der Regel zu folgendem Höflichkeitsauslaß:

Wirth: „Sie, lieber Freund, haben wahrhaftig noch keinen Bissen angeführt.“ Gast (aufstehend): „Mein Bauch gleicht bereits einer Sonne, denn noch niemals kostete ich so vorzügliche Speisen.“ Wirth: „Ich wüßte, daß meine Tafel das wunderbarste Zeug trägt, welches menschliche Wesen je genießen haben, allein etwas Anderes beghe ich nicht. Geben von Herzen, sagt der Weise, dann fenden die Götter Geben. Vermehren Sie also nicht.“

Gast: „Ihre Speisen schmecken himmlisch, und obwohl ich zum Plagen von bin, trage ich doch ein siederhottes Verlangen, noch ein wenig zu tohlen. Aber ich fürchte, sie haben nicht genug.“ Wirth: „Lieber möchte ich verhungern, als Sie in diesem Anblick von der Tafel aufstehen zu sehen.“ Wirth und Gast verneigen sich bei diesem Worte und der letztere führt sich auf's Neue auf einen Anderen, während der Wirth sich fürchte, sie haben nicht genug.“

Wirth: „Lieber möchte ich verhungern, als Sie in diesem Anblick von der Tafel aufstehen zu sehen.“ Wirth und Gast verneigen sich bei diesem Worte und der letztere führt sich auf's Neue auf einen Anderen, während der Wirth sich fürchte, sie haben nicht genug.“

Wirth: „Lieber möchte ich verhungern, als Sie in diesem Anblick von der Tafel aufstehen zu sehen.“ Wirth und Gast verneigen sich bei diesem Worte und der letztere führt sich auf's Neue auf einen Anderen, während der Wirth sich fürchte, sie haben nicht genug.“

Wirth: „Lieber möchte ich verhungern, als Sie in diesem Anblick von der Tafel aufstehen zu sehen.“ Wirth und Gast verneigen sich bei diesem Worte und der letztere führt sich auf's Neue auf einen Anderen, während der Wirth sich fürchte, sie haben nicht genug.“

Wirth: „Lieber möchte ich verhungern, als Sie in diesem Anblick von der Tafel aufstehen zu sehen.“ Wirth und Gast verneigen sich bei diesem Worte und der letztere führt sich auf's Neue auf einen Anderen, während der Wirth sich fürchte, sie haben nicht genug.“

Wirth: „Lieber möchte ich verhungern, als Sie in diesem Anblick von der Tafel aufstehen zu sehen.“ Wirth und Gast verneigen sich bei diesem Worte und der letztere führt sich auf's Neue